

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 32

Artikel: Mitternacht
Autor: Federer, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. August

== Mitternacht. ==

Nun geht im weiten Erdenhaus
Kein Schritt, kein Sang mehr ein und aus,
Das Licht erlöcht, das Aug fällt zu,
Und ich mag sehn, was vom Geschrei
Des tollen Tages übrig sei:
An Bettes Fuß bestaubter Schuh,
Worin ich redlich mich gequält,
Das Glück ersprungen und verfehlt
Und endlich mich geschleppt zur Ruh.

Nach allem Prahlen und Gepoch
Bleibt nun der Schlaf das Beste noch.
So denk ich, und in halbem Traum
Seh ich sie wandeln durch dem Raum,
Auf leiser Zehé, mild und sacht,
Den Singer am geschloss'nen Mund.
Die stille Herrin Mitternacht —
Vom Turme schallt die zwölfte Stund.

Heinrich Federer.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

18

Wochenlang hatte sie darunter gelitten, daß der Künstler, bei dem sie ihre Stunden nahm, ihre Begeisterung nicht hatte wecken können. Sie hatte umsonst den Direktor des Konservatoriums gebeten, sie in eine andere Klasse zu versetzen. „Ich kann mich für Herrn Joseph Parat nicht begeistern,“ hatte sie geklagt. Aber der Direktor lachte nur. „Schadet nichts, es sind ohnehin genug andere in ihn verliebt.“ Da war sie zurückgefahren und blutrot geworden, hatte es aber unter ihrer Würde gehalten, sich zu wehren. Verliebt? War sie es je gewesen? Aber die, die sie Anbeterin nannten, hatten recht. Sie wollte anbeten. Gab es ein schöneres und höheres Gefühl?

Mit Freude kam sie in die Singstunde zu Martin. Sie hatte es schon bei jenem ersten Abend bei Bianchi herausgefühlt, daß Martin trotz seiner vorzüglichen Schule dennoch so sang, wie er singen mußte, aus einer großen, innern Wahrheit heraus. Als sie ihn besser kannte, sah sie, daß sie sich nicht geirrt. Sie sprachen über Bücher zusammen, über die Kinder, über das Leben, über Musik. Hate sandte Martin, wenn sie ihn erfreuen wollte, nicht mehr Blumen oder Lederbissen, wie sie anfangs getan; sie wählte Bücher für ihn aus, und über die redeten sie dann oft während der ganzen Zeit, die Hate hätte zum Lernen, und Martin zum Lehren gebrauchen sollen. War die erste Singstunde zu kurz gekommen, so machte sich Martin Vorwürfe um Hates Willen, aber da lächelte sie. „Es war eine reiche Stunde,

gönnen Sie mir sie doch. Mir ist, als sei ich im Wald gewesen, wo Mutter mir Märchen erzählte, oder daheim, als Mutter noch lebte. Ja, mir war, als sei ich daheim gewesen, ich danke Ihnen.“ Martin wurde verlegen, wenn sie so redete, denn er kannte keine Frauen, und Hates Art war ihm fremd, doch nur in der Form, nicht im Sein. Wenn Hate kam, grüßte sie mit einem ganz kurzen Nicken, wenn sie ging, drückte sie Martin die Hand wie einem Freund.

Als es 5 Uhr geschlagen, stand Martin am Fenster und wartete auf Hate. Sie kam rasch durch den Garten, in einem weißen, schönen Kleid, das von schweren seidnen Schnüren zusammengehalten wurde. Es war originell und elegant zugleich. Ihr Hut umschloß eng das schmale Gesicht, aus dem man von weitem nur die Augen leuchten sah. Sie ging leicht, mit gleitenden Bewegungen. Sie gemahnte an eine Weide am Bach, oder an eine Welle, oder an eine weiße Wolke, die vorüberzog.

Meister Bianchis Zimmer wurde hell, als sie eintrat.

„Ich habe gut geübt,“ rief sie sogleich, „Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Sie warf ihre Musikhefte auf den Tisch. „Kennen Sie das Gedicht: Seltsam im Rebel zu wandern... Sie sagte die Verse mit ihrer weichen, gleichmäßigen Stimme. „Keiner kennt den andern, jeder steht allein,“ schloß sie ganz leise.

„Ich kenne es,“ sagte Martin.

„Ich bin so traurig geworden, als ich es las,“ sagte